

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 57 (1986)
Heft: 3

Artikel: Das Heim - eine Heimat? : Heimat ist der Ort, wo man bejaht wird trotz seiner Mängel
Autor: Zindel, Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810456>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heimat ist der Ort, wo man bejaht wird trotz seiner Mängel

Von Dr. Heinz Zindel, Igis GR

An der VSA-Jahresversammlung 1985, die am 22./23. Mai im Titthof in Chur stattfand und dem Thema «Das Heim – eine Heimat?» gewidmet war, hielt Dr. Heinz Zindel, Präsident des Stiftungsrates und der Leitung der Stiftung «Gott hilft» in Zizers, das brillante Schlussreferat, in dem er drei Thesen aufstellte, wie wir im Heim die Sehnsucht des Menschen nach Heimat befriedigen können. Da das Heim durch Menschen zur Heimat wird, ist grösster Wert auf die Identitätsentwicklung der im Heim Arbeitenden zu legen. Dr. Zindels Referat wird hier in leicht redigierter Form wiedergegeben.

«Ökonomie und Diakonie. Mit Effizienz in eine Heimmisere?» wird das Thema der VSA-Jahresversammlung 1986 heissen, die am 14./15. Mai in Küsnacht am Rigi stattfinden wird.



Dr. Heinz Zindel: «Nach meiner Zeit der Stille zu früher Morgenstunde stehe ich nüchterner, aber auch wohlgemuter in der Realität des Alltags. Und meist freue ich mich dann wirklich auf den neuen Tag, was immer auch bevorsteht.»

Vereinsamt

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein –,
Wohl dem, der jetzt noch – Heimat hat!

Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts, ach! wie lange schon!
Was bist du, Narr,
Vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt – ein Tor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer das verlor,
Was du verlorst, macht nirgends halt.

Nun stehst du bleich,
Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
Dem Rauche gleich,
Der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr
Dein Lied im Wüstenvogel-Ton! –
Versteck, du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt
Bald wird es schnein –,
Weh dem, der keine Heimat hat!

(Friedrich Nietzsche)

In diesen Tagen wurde versucht, die für uns alle so bedeutsame Frage, wie weit das Heim zur Heimat werden könne, von verschiedenen Seiten her zu beantworten. Jeder Beitrag war ein Mosaikstein, der zur Ausgestaltung eines Bildes, das in uns wohl nie ganz zur Vollendung gelangen wird, wesentliches beitrug. Mehr als ein solcher Mosaikstein will auch mein abschliessendes Referat nicht sein.

Das Gedicht Nietzsches hat mich dazu angeregt, das Tagesthema von einer ganz bestimmten Seite her anzugehen: *Von der Sehnsucht des Menschen nach Heimat.*

Nietzsche hat wohl in einer solchen Sehnsucht gelebt. Es scheint, dass ihm das Bedürfnis nach Geborgenheit zeitlebens ungestillt geblieben ist. Dies kommt auch an andern Stellen seines Werkes zum Ausdruck, sehr eindrücklich dort, wo er – gewissermassen in der Verleugnung seiner tiefen Sehnsucht – ausruft: «Familien, ihr geschlossenen Heime, ich hasse euch!»

Wir begegnen in unseren Tagen ähnlichen Aussagen. Ob sie nicht auch Ausdruck der Wehmut über verlorene

Verein für Schweizerisches Heimwesen VSA

In Zusammenarbeit mit der Drogenberatung des Jugendamtes Basel-Stadt und dem Institut für Angewandte Psychologie Zürich wiederholt der Verein für Schweiz. Heimwesen (VSA) vom 10. September 1986 bis 22. Januar 1987 den erfolgreichen neuntägigen Kurs

Einführung in die Drogenarbeit

Als Einführungskurs konzipiert, richtet sich der berufsbegleitende, in vier Blöcke gegliederte Kurs – er findet in Bern statt – vor allem an Erzieher, Heimleiter, Lehrer, Sozialarbeiter, Lehrlingsbetreuer und Polizeibeamte, welche in ihrer Tätigkeit mit der Drogenszene in Berührung kommen. Er soll es den Teilnehmern ermöglichen, die Voraussetzungen für ein stärkeres, vertieftes Engagement in der Drogenarbeit zu schaffen.

Zielsetzung des Kurses:

- **Sacherfahrung** durch thematische Auseinandersetzung mit den prophylaktischen und beratenden Methoden in der Drogenarbeit
- **Selbsterfahrung** durch Auseinandersetzung mit der eigenen Person in dem durch die Suchtproblematik bestimmten Beziehungsnetz und Aufgabenfeld

Inhaltliche Schwerpunkte:

- **Das Erscheinungsbild der Droge in unserer Gesellschaft** (Drogeninformation, Soziologie des Drogenkonsums, gesetzliche Situation, Drogenarbeit u. a.)
- **Das Problem der Sucht/Abhängigkeit** (Wesen und Merkmale der Sucht, psychologische und gesellschaftliche Aspekte, Auseinandersetzung mit dem eigenen Verhalten u. a.)
- **Ursachen von Drogenmissbrauch und Drogenabhängigkeit** (multifaktorielles Ursachenmodell und Verhaltensmodell u. a.)
- **Drogen im Alltag von Schule, Heim, Jugendhaus, Betrieb** (Erfahrungen der Teilnehmer mit Drogenkonsumenten, Verhaltensmöglichkeiten im Umgang mit Drogenkonsumenten u. a.)
- **Prophylaxe im Alltag** (Ursachen für selbst- und fremdschädigendes Verhalten im Alltag, Erwartung der eigenen Kompetenz der Teilnehmer u. a.)

Kursleitung und Referententeam:

C. D. Eck, stv. Direktor IAP, Dr. Imelda Abbt, Leiterin des Kurswesens VSA. Drogenberatung, Prophylaxe-Team des Jugendamtes Basel-Stadt, Gastreferenten

Kursdaten:

10./11. September 1986, 22./23. Oktober 1986, 19./20. November 1986, 20./21./22. Januar 1987

Kursort:

3006 Bern, Bürgerliches Waisenhaus, Melchenbühlweg 8

Kurskosten:

Inklusive Verpflegung im Bürgerlichen Waisenhaus, jedoch Hotelunterkunft separat
Fr. 1500.–

9 Prozent Ermässigung für Teilnehmer(innen) aus VSA-Heimen
3 Prozent Ermässigung für Teilnehmer(innen) mit persönlicher VSA-Mitgliedschaft

Anmeldungen:

bis 31. Juli 1986 mit Talon zu richten an das Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, das gern weitere Auskunft erteilt, Tel. 01 252 47 07 (nur vormittags)

Frühzeitige Anmeldung erwünscht (min. Teilnehmerzahl 30, max. 50 Teilnehmer). Bei Rückzug der Anmeldung nach Ablauf der Anmeldefrist muss eine Annullationsgebühr von Fr. 200.– verrechnet werden.

Anmeldetalon

(Einführung in die Drogenarbeit 1986/1987)

Name, Vorname _____

PLZ, Wohnort, Adresse, Tel. _____

Arbeitsort, Funktion (Name + Adresse des Heims) _____

Unterschrift, Datum _____

VSA-Mitgliedschaft des Heims ☐ Persönliche VSA-Mitgliedschaft ☐
(bitte Zutreffendes ankreuzen)

Bitte bis **31. Juli 1986** senden an das Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich

Heimat oder der Sehnsucht nach erfüllender Geborgenheit sind? Diese gewaltige Spannung kommt uns in unserem beruflichen Alltag in der Begegnung mit Menschen aller Altersstufen und in unterschiedlichsten Lebenssituationen entgegen. Wir versuchen, solche Spannungen zu verstehen, zu hinterfragen und Hilfe zu leisten, weil wir wissen, dass jede Erfahrung von Heimat ein Grundbedürfnis des Menschen nach Geborgenheit und Sicherheit zu stillen vermag, dass aber der Verlust von Heimat oder die Aussichtslosigkeit, jemals Heimat zu erleben, ihn in tiefe Niedergeschlagenheit stürzen kann.

Es geht uns jetzt allerdings nicht darum, die psychologischen Bedingungen aufzuzeigen, unter denen es einem Menschen möglich sein sollte, Heimat zu erleben. Deshalb lassen wir Fragen der entwicklungspsychologischen Biographie unserer Klienten, seien es Kinder, Jugendliche oder alte Menschen, beiseite. Wir gehen auch nicht mehr auf bereits behandelte Fragen der betrieblichen, personellen und strukturellen Voraussetzungen oder Massnahmen ein, obwohl wir nicht übersehen, dass im Blick auf das Empfinden von Heimat ein Gefäss bereitgestellt werden muss: Landschaft, Raum, Atmosphäre. Die Beziehung zur Landschaft und die Gestaltung des Lebensraumes sind, wie wir sahen, sogar unerlässlich.

Uns interessiert jetzt aber die Frage, wie weit und unter welchen Voraussetzungen die uns anvertrauten Menschen durch das, was wir für sie bedeuten und tun, Heimat erleben können. Ich versuche, diese Frage anzugehen, indem ich einige thesenhafte Aussagen mache und sie zu begründen versuche.

Das Heim wird durch Menschen zur Heimat

Die Kulturanthropologin Ina-Maria Grevesius sagt in ihrem Buch «Auf der Suche nach Heimat»: «*Heimat ist nicht angeboren; sie kann nicht verordnet, sondern nur erfahren werden.*» Diese Erfahrung geschieht in einem Raum, unter bestehenden äusseren Voraussetzungen. Es ist «*der Raum der Identität gegenüber Anonymität und Freiheit, aber auch der Raum, der aktiv, in wohnender und selbstgestalteter Aneignung erworben wird.*»

In diesen beiden Zitaten werden uns die Stichwörter gegeben, denen wir nun nachgehen wollen. Heimat als innere Geborgenheit und äusseres Wohlsein kann durch *Erfahrung erworben werden.*

Wenn wir uns überlegen, welche Eigenschaften des Menschen, die für die affektive Bewältigung seines Lebens von entscheidender Bedeutung sind, durch Erfahrung erworben werden, so stossen wir auf eine interessante Tatsache. Durch Erfahrung erwerben heisst doch, in einem Lernprozess stehen, der einen Einsatz verlangt und Kräfte fordert, in dessen Verlauf aber auch einiges geschieht, das nicht einfach kognitiv erarbeitet werden kann, sondern das sich in der Begegnung mit Menschen ereignet. Im Zentrum eines solchen Prozesses des gemeinsamen Lebens steht nicht eine Methode, ein ganz bestimmtes Tun, sondern das Da-Sein oder So-Sein eines andern Menschen. Solche Lernprozesse sind: die Sprache, die Liebesfähigkeit, das Vertrauen, das heisst die Fähigkeit, Vertrauen entgegenzunehmen und zu schenken u. a. Am wichtigsten dabei ist die Anwesenheit einer konstanten Bezugsperson, *die Nähe eines verlässlichen Menschen.* Was sich zwischen ihm und

dem Kind ereignet, kann nicht mit Qualifikationen des Könnens (Wissen, Methoden, Techniken) erfasst, sondern nur in Kategorien des Seins erahnt werden. In ähnlicher Weise ereignet sich in der Begegnung des gemeinsamen Lebens Heimat. Paul Moor gibt in seiner vor bald 40 Jahren erschienenen Vorlesung «Umwelt, Mitwelt, Heimat» wichtige Hinweise, wenn er hinsichtlich der Situation verhaltensbehinderter Jugendlicher folgendes sagt:

«Hat er die Heimat, in die er hineingeboren wurde, bereits verloren, ist ihm aus dem, was ihm zum Ersatz geboten wurde, keine zweite Heimat erwachsen, und gerät er überdies in eine Situation, in welcher ihm jede Brücke zu einem wäre es noch so dürftigen Ersatz der Heimat abgebrochen ist, dann erlebt er eine der tiefsten Erschütterungen seiner Lebenssicherheit.» – «Heimat ist der Ort der vollständigen Bergung, der vorbehaltlosen Bestätigung, der Ort, an dem man bejaht wird trotz seiner Mängel, der Ort, an dem man geliebt wird um seiner selbst und nicht um irgendwelcher Vorzüge willen, die man besitzt.»

Einer der treffendsten Hinweise auf das Wesen der Heimat ist die Geschichte des verlorenen Sohnes. Sie wird leider immer wieder ethisch/moralisch ausgeschlachtet, womit aber kaum der Kern des Geschehens getroffen ist. Wie gewaltig wird die Rückkehr des Sohnes in seine Heimat geschildert. Wissen Sie, was der Vater seinem Sohne sagt, während er ihn in die Arme schliesst? Ich weiss es. Zwar habe ich es nicht im Evangelium gelesen. Es steht auch gar nicht drin. Aber es kann, so wie die Geschichte verläuft, gar nicht anders sein. Wer sich in diese Begegnung hineindenkt und hineinfühlt, der weiss, was der Vater zu seinem Sohne sagt: «*Gut, dass du da bist!*» Sonst nichts.

Aber noch eine andere Seite ist wichtig. Sie steht weniger in der Gefahr, falsch gedeutet oder sentimental verwendet zu werden. Theo Candinas, Vertreter einer sprachlichen Minderheit, formuliert treffend: «*Heimat ist dort, wo man sich wehren kann!*» Auch eine solche Aussage gibt zu denken. Denn sie zeigt die Richtung einer Gefahr an, die Heimat zu verhindern oder zu beeinträchtigen vermag: Wo der Mensch (ich denke jetzt an Kinder oder Jugendliche) gefügig bleiben muss oder in Abhängigkeit gehalten wird und damit nicht Gelegenheit erhält, mündig zu werden, verschliessen sich die Chancen, Heimat zu erfahren, oder es wächst die Wahrscheinlichkeit, die einmal erfahrene Heimat – mindestens vorübergehend – zu verlieren. Und wo der Mensch (ich habe jetzt alte Menschen vor Augen) durch den Umgang mit seinen Betreuern entmündigt und somit in seiner Würde gekränkt wird, weist er die Gelegenheiten, Heimat zu erwerben, zurück, obwohl er heimatbedürftig wäre. – Solche Vorgänge spielen sich nicht im luftleeren Raum von Vorstellungen und Wünschen ab, sondern in der Kommunikation zwischen uns und den uns anvertrauten Menschen. Die Frage nach dem, was wir tun, noch vielmehr aber nach dem, was wir sind, gewinnt deshalb grösste Bedeutung.

Das Heim – eine Heimat? ist eine Frage nach unserer eigenen Identität

Wenn wir uns darum bemühen, andern Menschen behilflich zu sein, ihre Identität zu finden oder nicht zu verlieren, kommen wir nicht darum herum, die Frage nach unserer eigenen Identität zu stellen. Wir wollen doch nicht über

der Erfüllung unserer beruflichen Pflicht an der Tatsache vorbeileben, dass wir selber heimatbedürftige, auf Geborgenheit angewiesene Menschen sind, dass wir eine Mitte des Lebens nötig haben, aus der uns Kräfte für die täglichen Auseinandersetzungen erwachsen. Sonst würden wir uns ja der Einsicht in unsere eigene innere Biographie verschliessen und Gefahr laufen, für die Menschen in unserer Umgebung nur noch Statisten der äusseren Versorgung zu werden. Ich meine damit nicht, dass wir es uns zur Pflicht machen sollten, die Liste unserer entwicklungspsychologischen Mängel sozusagen über unserem Bett aufzuhängen und täglich zu betrachten. Aber es heisst, dass wir uns, die wir doch so tüchtig erscheinen, allenfalls helfen lassen sollten. Wer sich helfen lassen muss, ist nicht einfach ungeeignet für die wichtige Aufgabe, andern Menschen Heimat zu ermöglichen. Im Gegenteil. *Paul Moor* sagt uns in seinen Vorlesungen zuweilen: *«Wer derb robust ist, eignet sich nicht für die Heilpädagogik!»* Und *André Gide*, der feinfühligste Kenner der menschlichen Seele, bestätigt es auf seine Weise:

«Ich glaube, dass Krankheiten Schlüssel sind, die allein verschlossene Tore öffnen können. Es gibt einen Gesundheitszustand, der uns nicht erlaubt, alles zu verstehen. Vielleicht verschliesst uns die Krankheit einige Wahrheiten; ebenso aber verschliesst uns die Gesundheit andere oder führt uns davon weg, so dass wir uns nicht mehr darum kümmern. Ich habe unter denen, die sich einer unerschütterlichen Gesundheit erfreuen, noch keinen getroffen, der nicht nach irgendeiner Seite hin ein bisschen beschränkt gewesen wäre, wie solche, die nie gereist sind...»

Unsere eigene Identität zu erspüren führt zunächst einmal weg von der uns gestellten Frage, wie Menschen in unserer Umgebung Heimat erfahren könnten, aber vielleicht hin zu andern Fragen: Muss ich tatsächlich so tüchtig erscheinen? Muss ich überhaupt so tüchtig sein? Könnte die Tatsache, dass ich meine Grenzen erkenne und zu erkennen gebe, nicht andere ermutigen, so dass wir uns näher kommen? Ist etwa das Konto meiner Spannkraft überzogen, weil ich die Gegenbuchungen vernachlässigt habe? Gehe ich so sorgfältig mit mir – und meinem Ehepartner – um, wie ich es im Umgang mit meinem Klienten zu tun versuche? Bin ich deshalb in meiner Tätigkeit oft so «atemlos», weil ich das Einatmen vernachlässige?

Das «Ein- und Ausatmen der Seele» beschreibt *Conrad Ferdinand Meyer* in seinem Gedicht «Der römische Brunnen»:

Auf steigt der Strahl, und fallend giesst
er voll der Marmorschale Rund,
die, sich verschleiern, überfließt
in einer zweiten Schale Grund.
Sie selber gibt, sie wird zu reich,
der dritten wallend ihre Flut,
und jede nimmt und gibt zugleich
und strömt – und ruht.

Solches «Ein- und Ausatmen» ist letztlich unser aller Bedürfnis. Vielleicht spüren wir es als überbeschäftigte, verantwortungsbeladene Menschen nicht mehr. Tragen wir deshalb Sorge zu uns selber.

Vielleicht fragen Sie sich, wie das konkret aussehe, was im Gedicht C. F. Meyers zum Ausdruck komme. Da kann

und will ich Ihnen keine Anweisungen geben. Ich vermag Ihnen nur anzudeuten, wie ich damit umgehe. Allerdings muss ich nun persönlich werden: Das Einatmen der Seele geschieht bei mir täglich zu früher Morgenstunde. Da ist es mir möglich, in völliger äusserer *Stille* ganz allein zu sein. Ich versuche, das Programm des vor mir liegenden Tages noch von mir fern zu halten. Dann rede ich mit Gott: über das, was mich persönlich bewegt, über Menschen, die mir täglich an die Seite gestellt sind und über die, die heute meinen Weg kreuzen werden. Die Hinweise aus einem Bibeltext, den ich anschliessend überdenke, nehme ich sehr persönlich. Da redet Gott mit mir. In der Stille des Morgens beschäftigt mich manches, das im bewegten Alltag zurücktritt: Ich lerne mich selber besser kennen, hinterfrage meine Motive, kann über mich selber lachen, weil ich zum Beispiel merke, wie wichtig und unentbehrlich ich mir oft vorkomme. Nach welcher Zeit der Stille – so scheint es mir – stehe ich nüchterner, aber auch wohlgemuter in der Realität meines Alltags. Und meist freue ich mich dann wirklich auf den neuen Tag, was immer auch bevorsteht.

Heimat ermöglichen heisst loslassen!

Alte Haussprüche enthalten meist tiefe Lebenswahrheiten. Einen solchen hatte ich mir vor langer Zeit aufgeschrieben und beiseite gelegt; nun kam er mir im Zusammenhang mit unserem Thema wieder in den Sinn:

Die Hus ist min – und doch nit min.
Wer vorher da, s'war auch nit sin.
Wer nach mir kommt, muss auch hinus.
Sag, lieber Fründ, wem ist dies Hus?

Welch befreiende Wirkung geht doch von der Aussage dieses Hausbesitzers aus. Er hat etwas davon gemerkt, dass krampfhaftes Festhalten an äusseren Sicherheiten letztlich das Geschenk, Heimat zu haben und zu erhalten, gefährdet.

Ein Blick in die Entwicklungspsychologie gibt uns wichtige Hinweise: Im Umgang mit dem Besitz lernt das Kind anfänglich zu nehmen, anzueignen, zu behalten. Dann entwickelt es den Sinn, aber auch die Fähigkeit und das Interesse, mit diesen Dingen umzugehen, sie sinnvoll zu gebrauchen. In einer nächsten Entwicklungsstufe ist die Pflege des Besitzes (erhalten, ordnen usw.) an der Reihe. Und schliesslich soll es ein weiteres «lernen». Eigentlich kann dies nicht gelernt werden. Das Kind erlebt es im Umgang mit seinen primären Bezugspersonen. Es erfährt durch einen Entschluss, der zuerst ein Wagnis bedeutet, dann aber etwas einbringt: Indem es weggibt, schenkt und teilt, wird es nicht ärmer, sondern reicher. So wird loslassen gelernt. Es scheint, dass diese Eigenschaft beim Erwachsenen oft wieder verloren geht.

Was loslassen von uns fordert, merken wir nicht nur, wenn eigene Kinder ausfliegen oder wenn uns liebe Menschen wegsterben. Veränderungen innerhalb unserer beruflichen Aufgabe, Wegzug aus einer uns sehr lieb gewordenen Wohnung, bevorstehende oder erst überstandene Pensionierung lassen Verhaftungen erkennen, die wir in solcher Stärke in uns nicht vermutet hätten. Wir stellen dann vielleicht mit leisem Erschrecken fest, dass wir uns bisher recht wenig im Loslassen geübt, weil wir uns immer wieder um den Vollzug notwendiger innerer Entwicklungsschritte gedrückt haben. Loslassen bedeutet auch eingestehen, dass

es Grenzen gibt, die uns gesetzt sind, Bereiche in unserem Pflichtenheft, in denen wir nicht genügen können, Schwachstellen, denen auch mit raffiniert angelegten Kursen nicht beizukommen ist. Wo wir solches entdecken, bejahen und dabei lernen, loszulassen, wächst die Chance, dass Menschen in unserer Umgebung Heimat und Geborgenheit erfahren können. Wie gut drückt dies das Gebet des afrikanischen Lehrers *Leslie Pinkney Hill* aus:

Herr, was bin ich, dass ich vermag
den Weg zu zeigen Tat für Tag
den Kindern, und ich selbst verzag:
Ich lehr' Erkenntnis, doch erkennt
mein Denken nur, wie niedrig brennt
die Leuchte, die man Wissen nennt.
Ich lehre Tat- und Willenskraft
und doch bleibt mir nicht zweifelhaft,
wie mein Bemühen selbst erschläft.

Ich lehr' sie lieben jedermann,
all Dein Geschöpfe, doch ich kann
ja selbst nur lieben dann und wann.

Herr, Du gabst sie in meine Hut,
nun zeig den Kindern, wie so gut
ihr Lehrer selbst in Deiner ruht.

Letztlich gilt es, *sich selber loszulassen*. Wie oft sagen wir einem hoffnungslos kranken Menschen nur, er dürfe die Hoffnung nicht aufgeben, es werde schon wieder besser. Dies auf die Gefahr hin, dass der Leidende dadurch die Gegenwart und damit die Chance verpasst, sich selber loszulassen, um *letzte Hoffnung* anzusprechen. Ohne letzte Hoffnung ist loslassen auch nicht möglich. Dies zu erkennen, macht uns bescheiden, weil wir merken, dass wir einst jegliche Mittel der Bewältigung unseres Lebens und des Lebens unserer Klienten abzulegen haben. Erst dann erweist es sich, ob wir innerlich beheimatete Menschen sind.



Ein Wort des grossen Philosophen *Immanuel Kant* hat mich kürzlich betroffen gemacht. Es scheint zum Thema zu passen. Er sagt am Ende seines Lebens: «*Ich habe in meinem Leben viele kluge und gute Bücher gelesen. Aber ich habe in ihnen allen nichts gefunden, was mein Herz so still und froh gemacht hätte wie die vier Worte aus dem Psalm 23: Du bist bei mir!*»

Ich schliesse mit dem Gedicht eines Mannes, der von seiner Biographie her ein starkes Heimatbewusstsein mitgebracht hatte, dann aber der eigenen Heimat, seiner Familie und seinen Freunden entrissen wurde und in der Einsamkeit einer Gefängniszelle seine politische Heimat der Zerstörung entgegengehen sah. Zudem wusste er, dass auch sein persönliches Schicksal besiegelt war. Es wird von ihm berichtet, dass er eine starke Ausstrahlung besass und seinen Mitgefangenen ein Stück Sicherheit, Vertrauen – Heimat ermöglichte. In der Gefangenschaft, die mit seiner Hinrichtung endete, setzte *Dietrich Bonhoeffer* sich mit seiner eigenen Identität auseinander:

Wer bin ich?

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Zelle
gelassen und heiter und fest
wie ein Gutsherr aus seinem Schloss.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Bewachern
frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.

Wer bin ich? Sie sagen mir auch,
ich trüge die Tage des Unglücks
gleichmütig, lächelnd und stolz,
wie einer, der Siegen gewohnt ist.

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?

Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiss?

Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die
Kehle, hungernd nach Farben, nach Blumen, nach
Vogelstimmen, dürstend nach guten Worten, nach
menschlicher Nähe, zitternd vor Zorn über Willkür und
kleinlichste Kränkung, umgetrieben vom Warten auf
grosse Dinge, ohnmächtig bangend um Freunde in
endloser Ferne, müde und leer zum Beten, zum Denken,
zum Schaffen, matt und bereit, von allem Abschied zu
nehmen?

Wer bin ich? Der oder jener?

Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?

Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler
und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwäch-
ling?

Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen
Heer, das in Unordnung weicht vor schön gewonnenem
Sieg?

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.

Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!